

Standpunkte

Hartmut Winkler

Dierk Spreen: Tausch, Technik, Krieg. Die Geburt der Gesellschaft im technisch-medialen Apriori

Rezension und Erwiderung in einigen Punkten

1

Oft entsteht das Neue fast unkenntlich im Gewand des Alten; sei es aus Gründen der Camouflage, eingeschüchtert durch die Macht der etablierten Gewißheiten oder im Bemühen um eine konsequent immanente Kritik. (Und in den meisten Fällen ist es ohnehin umgekehrt, daß das klappernd Neue wenig mehr als das Bekannte enthält.)

Und in diesem Fall? Wer sich von den grausigen *buzzwords* auf dem Deckel nicht abschrecken läßt, kann mit Spreen tatsächlich Neuland betreten. Das Buch unternimmt den anspruchsvollen Versuch, der Medientheorie – in diesem Singular werden, von McLuhan ausgehend, vor allem die deutschen, technik-zentrierten Ansätze summiert – einen Weg heraus aus dem 'geschlossenen', technik-zentrierten Paradigma in ein neues, offeneres Paradigma zu weisen. An vergleichbaren Projekten arbeiten selbstverständlich auch andere...

Der sehr umfangreiche erste Teil des Buches erscheint mir besonders interessant, neu und plausibel. Hier kann Spreen zeigen, daß viele Grundorientierungen der gegenwärtigen Medientheorie zurückgehen auf einen Diskurs, der in der gegenwärtigen Debatte zumindest auf der Oberfläche keinerlei Rolle spielt: denjenigen nämlich der *politischen Ökonomie*, wie sie sich seit 1750 von Adam Smith über Saint-Simon, Friedrich List, Adam Müller und schließlich Marx entfaltet. Pointe dieser Rekonstruktion ist zunächst, daß der Medientheorie damit eine Ahnenreihe nachgewiesen wird, mit der weder sie noch wahrscheinlich ihre Kritiker gerechnet hätten. Die Parallelen aber sind tatsächlich schlagend: Bevor im 19. Jahrhundert die Gesellschaftswissenschaften entstehen, werden auf dem Terrain der Ökonomie Modelle der *Vermittlung* entworfen; Warentausch, Technologie, Produktivkraftentwicklung und gesellschaftliche Arbeitsteilung werden in unterschiedliche Konstellation gebracht und als Mechanismen beschrieben, die im intersubjektiven Raum strukturbildende Kräfte entfalten. Der Begriff der Vermittlung deutet es an: exakt jene Position, die die gegenwärtige Medientheorie allein den Medien – und zentral der Medientechnik – zugestehen würde, war vorher mehrfach anders besetzt:

Bei Adam Smith (1723-1790) durch die Arbeit, und abgeleitet davon durch die Arbeitsteilung, die den einzelnen Produzenten auf Tausch und Austausch verweist (S.33); Arbeit und Vermittlung also sind komplementär miteinander verschränkt. Bei Adam Müller (1779-1829), wie Spreen rekonstruiert, durch einen romantischen Begriff der Produktivkräfte, der sich noch nicht primär auf die Technik bezieht, Produktivität aber bereits als ein System „bruchloser Vermittlungen“ und „das heißt in der Form eines relational-funktionalen Verhältnisses bestimmt“ (S.43). Bei Adam Müller ist es der Staat, der diese Vermittlung zu gewährleisten habe. „Der an [...] konkrete gesellschaftliche Institutionen, wie zum Beispiel ‘Staat’ oder ‘neue Medien’ geheftete Konnex von Vermittlung, Zirkulation, Verhältnis und Produktivität, Hervorbringung, Ursprung geht auf die Romantik zurück [...]. Um die bis in die moderne Medien- und Gesellschaftstheorie hinein sichtbare emphatische Verknüpfung von Medialität und Produktion besser zu verstehen, lohnt es sich daher, den Horizont der romantischen Ökonomiephilosophie etwas genauer zu durchleuchten.“ (S.44)

Bei Saint-Simon (1760-1825), um das stark verkürzte Referat fortzusetzen, werden Verkehr und Kommunikationsverhältnisse wichtig; „[...] eine zunehmende Dichte und Geschwindigkeit des Austauschs – heute würde man von erhöhter kommunikativer Komplexität sprechen – führt zu[n] in die Möglichkeit erhöhter Produktivität. [...] Der Saint-Simonismus [verschiebt] die funktional-relationale Konstellation der Produktivkräfte hin auf ein technisches mediales Apriori. Für Müller waren in erster Linie symbolische Mächte [...] von Bedeutung, nun sind es Industrie, technisch-wissenschaftliche Organisation und faktischer Güter- und Informationsfluß.“ (S.51, 53)

Bei Marx schließlich wird die Spannung zwischen Wertbestimmung und Arbeit konstitutiv. „Die Wertbestimmung ist die Möglichkeitsbedingung eines Tauschvorgangs, weil ein solcher als gemeinsame Vergleichsform den Austausch der qualitativ differenten Warenkörper regelt“ (S.37), dies ist ihre formale, strukturelle Seite, ihr Systembezug; daneben verweist sie auf bestimmte Quantitäten von Arbeit zurück. Diese ‘substantialistische’ Seite wird von Spreen, etwas vorschnell, wie ich meine, verabschiedet.

Es ist also ein Erbe sehr unterschiedlicher ‘Vermittlungen’, das die Medientheorie antritt; und sowohl die eigentümliche Totalisierung der Medien als auch die Konzentration auf die Technik, Abkömmling der ‘Produktivkräfte’-Diskussion, erscheint im referierten Ökonomiediskurs vorgezeichnet. Es gibt also, wie Spreens Kapitelüberschrift sagt, eine „Diskursstelle der Medientheorie“, bevor die Medientheorie diese besetzt.

Der eigentliche Gewinn dieser Rekonstruktion ist, daß die politische Ökonomie in den Mediendiskurs wieder eingeführt wird. Hier muß man sich klarmachen, daß die Achtziger-Jahre-Theorien über polit-ökonomische Ansätze eine Art Pfui-Tabu verhängt hatten. In Abstoßung von den Ansätzen der Siebziger hatte man gesellschaftstheoretische Fragestellungen insgesamt für irrelevant erklärt. Indem

Spreen nun die untergründige Kontinuität aufzeigt, die die Vermittlungsmodelle der Ökonomie mit den Medientheorien verbindet, wird dieses Tabu in schlichter Weise gegenstandslos; und methodisch bewährt sich Spreens Vorgehen darin, das Tabu nicht von außen anzugreifen, sondern quasi von innen her zu verflüssigen.

Am Ende des ersten Teils steht eine methodische Überlegung, die die technikzentrierten Modelle als 'geschlossen' exponiert und ihnen ein Konzept offenerer 'Schnittstellen' entgegensetzt. Und das Gesagte wird auf einen neu gefaßten Begriff eines 'technisch-medialen Apriori' hin zusammengezogen. – Verabschiedung der technikzentrierten Medientheorie, aber dennoch ein 'technisch-mediales Apriori'? War nicht exakt dies das Stichwort, unter dem die kritisierten Ansätze angetreten waren?

Hier deutet sich die Argumentationsrichtung an, die den zweiten und dritten Teil des Buches bestimmen wird; einigen Aufwand nämlich verwendet Spreen darauf, nachzuweisen, daß seine Überlegung keineswegs notwendig auf dem Terrain 'des Menschen' oder 'der Gesellschaft' wieder ankommen muß. Anders als die pragmatistischen Ansätze, die sich gegenwärtig vermehrt zu Wort melden und die ebenfalls versuchen, die technikzentrierten Modelle zu überwinden, will Spreen, so könnte man sagen, die Errungenschaften der poststrukturalistischen Theorien möglichst vollständig retten.

Nach einer Zwischenüberlegung zu den systematischen Problemstellen der bestehenden Medientheorie – Spreen nennt 'Geschichte', 'Konstruktion', 'Referenz' und 'Körper' als Reibungsflächen, an denen ein geschlossenes Paradigma in die Krise geraten muß (S.107ff) – geht er deshalb dazu über, nun „die Überdetermination des Sozialen“ (S.139ff.) zu dekonstruieren.

Und sein Nachweis ist zunächst ein diskursanalytisch/wissenschaftshistorischer: das Soziale selbst nämlich und der Begriff der Gesellschaft werden erst im 19. Jahrhundert zu einer eigenständigen Entität; diese erscheint aufgehängt in einem Dreieck zwischen 'Tausch', 'Technik' und 'Krieg', drei Diskursformationen, die Spreen als die dominierenden der Epoche vorschlägt; Gesellschaft geht dem Technisch-Medialen also nicht voran, sondern löst sich – und deshalb will Spreen die Rede vom 'Apriori' aufrechterhalten – in die drei genannten Diskursformationen auf. „In einer Diskursanalyse [...] können Gesellschaft und Wert, Gesellschaft und Technik als Äquivalente gezeigt werden.“ (S.142)

In diesem dritten Teil unternimmt Spreen den Versuch, die strukturelle Perspektive, die er in der Besinnung auf die politische Ökonomie gewonnen hat, in eine Analyse der Gegenwart hinein zu verlängern. Er beschreibt, daß im Rekurs auf 'den Menschen' nicht einfach eine Gegeninstanz zu Technik und Tauschabstraktion aufgerufen wird; das Soziale vielmehr wird von Beginn an als eine Waffe angesehen, etwa in der Konkurrenz der Nationen, und seine Formation als eine Produktivkraft, die die zivile Gesellschaft in einen Zustand der Dauer-Mobilisierung versetzt. Der Formation des Sozialen kommt insofern strategische Bedeutung

zu, was den Unterschied zwischen Krieg und Tausch, Krieg und ziviler Gesellschaft nivelliert.

Hauptzeuge in diesem dritten Teil ist Foucault. Sein Diskursbegriff scheint geeignet, wortlose Praktiken und die Texte der Theorie, Real- und Wissenschaftsgeschichte zu vereinigen; und geeignet zudem, die menschenfreundliche Rede der Humanwissenschaften als einen Vordergrund, als Verdeckung, Verschleierung auf die strukturellen Gegebenheiten hin zu durchdringen.

Die Perspektive des Textes schließlich kommt auf den Begriff der Schnittstellen und der 'Reibung' zurück. Beides wird nun mit Causewitz als 'Friktion' genauer bestimmt (S.166) und zum Ansatz einer vorsichtigen Hoffnung. So wenig es im skizzierten Rahmen gesellschaftliche Utopien geben kann, so klar ist dennoch, daß in der Reibung und im Widerstand der tatsächlichen Verhältnisse ständige Verschiebungen entstehen, die die scheinbar stabilen Strukturen verändern. „Eine Auflösung der verfestigten, modernen Relationen im Dreieck des Sozialen kann die Aussicht auf andere soziale Konfigurationen und andere Kontexte von Technologie lenken. Statt bloß zwischen Totalisierungsängsten und Globalisierungshoffnungen zu alternieren, lassen sich im technologischen Diskursfeld Möglichkeiten der Entstehung hybrider Kultur- und Selbstmodelle in den Blick nehmen. Es eröffnen sich hier die Horizonte einer postmodernen Technopolitik, die nicht mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken muß.“ (S.184)

Mein etwas distanzierteres Referat deutet es an: Auch wenn das Projekt plausibel ist, von der fetischisierten Technik nicht umstandslos auf 'das Soziale' zurückzugehen, sondern stattdessen nach dessen Konstitutionsbedingungen und seiner Abhängigkeit eben auch von medial-technologisch-strukturellen Gegebenheiten zu fragen, erscheinen mir die Grundannahmen dieses dritten Teils keineswegs zwingend. Sind 'Tausch', 'Technik' und 'Krieg' tatsächlich Kategorien, die – Grundlage einer solchen Trias – soweit kompatibel wären, daß man sie als 'Diskursformationen' auf einer Ebene verhandeln kann? Gibt es nicht andere Diskursformationen, die das Soziale in ähnlicher Weise bestimmen? Ist, um ein Beispiel zu nennen, die Produktion, der innerhalb der politischen Ökonomie die zentrale Aufmerksamkeit galt, nun im Tausch oder in der Technik verschwunden? Und korreliert die Bestimmung über den Tausch, in krassem Gegensatz zur Kategorie der Ware bei Marx, nicht mit der Selbstverkenning dieser Gesellschaft als 'Marktwirtschaft'?

Solche Zweifel, selbstverständlich, sind bereits Sache der inhaltlichen Diskussion und damit der angekündigten Einwände. Insgesamt aber scheint mir die zweite Hälfte des Buches, ihrem zukunfts zugewandten Gestus zum Trotz, die konventionellere zu sein: als sei der Text bemüht, mit dem kritisierten Medien diskurs eben doch kompatibel zu bleiben, bestimmte Erwartungen nicht zu verletzen und sich bis in den Sprachgebrauch hinein jederzeit auf der Höhe des Erreichbaren zu zeigen.

Den Wert des Buches aber schränken solche Zweifel nicht ein. Insgesamt verfolgt das Buch die mehr als wichtige Frage, wie Technik und Kommunikationstechnik in eine derart zentrale Position überhaupt kommen konnten. Es zwingt uns, über die Medien hinauszudenken und entwickelt den komplexen Begriff einer Technik, die 'dem Menschen' nicht mehr als „abstrakt, ideal und abgetrennt“ gegenübersteht, sondern als eine soziale Maschine „immanent im sozialen Gefüge funktioniert und sich in dessen Zirkulation einschaltet“ (S.115) und insofern immer schon medialen Charakter hat.

Spree stellt eine neue Ebene bereit, auf der solche Fragen zu diskutieren wären, einen neuen und unvermuteten Hintergrund, vor dem die Probleme der gegenwärtigen Theoriebildung eine neue Färbung annehmen. Exakte Kenntnisse im Feld der politischen Ökonomie erlauben es ihm, ein differenziertes Bild dieser Theorie-landschaft zu entfalten. Ein schönes Buch, das eine wichtige Weichenstellung vollzieht.

2 Aus Anlaß der Lektüre:

Vom Kriege. Es gibt eine eigentümliche Obsession der Intellektuellen mit Krieg und Gewalt. An einen zentralbeheizten Schreibtisch festgebannt (und biographisch weißer Jahrgang, untauglich oder Ex-Zivildienstleistender), scheint es nötig, zumindest den Geist auf Abenteuer und Rücksichtslosigkeiten auszuschicken. Oder vermischt sich der Anspruch auf eine Radikalität des Denkens mit heroischer Phantasie?

Vielleicht aber geht es auch darum, der Hydra dort ins Auge zu schauen, wo ihr Blick am schrecklichsten ist. Wo der gesellschaftliche Prozeß Ambiguitäten und Wertungsprobleme bereithält, erlaubt der Krieg eine scheinbar problemlose Vereindeutigung: Hier ist klar, daß die Technologie auf 'den Menschen' keine Rücksicht nimmt, so klar, daß die Ebene der Moral, der ansonsten eine aristokratische Verachtung gilt, implizit um so selbstverständlicher anwesend bleibt.

Methodisch erlaubt es der Krieg, die Teleologien, die man explizit ebenso entschieden verabschiedet, implizit eben doch in Anspruch zu nehmen. Denn was heißt „Zweck“ (S.171), „Ziel“ (S.174), was „strategisch“, wenn die Frage nach dem Ziel sich im Fall des Krieges nicht scheinbar erledigt im Hinweis, daß der „Sieg“ (S.171) bedeutet, „den Gegner zu vernichten“ (S.171), oder 'Macht' (was immer dies ist) zu erwerben. Sind solche Bestimmungen nicht – angesichts der konkreten aktuellen Kriege – hoch abstrakt?

Als analytische Kategorie erscheint mir der Krieg dennoch brauchbar: als ein Metaphernfeld, um die Dauer-Mobilisierung auch der zivilen Gesellschaft zu erklären, die rabiate Totalisierung der Struktur, die Eliminierung des Unzweckmäßigen, bei gleichzeitiger Einklammerung der Zwecke.

Definitiv unbrauchbar dagegen mit Blick auf die Beschreibung der eigenen Position. Denn warum sollte man schreiben, wenn man nicht Einwände hätte, ge-

gen den Krieg wie gegen seine zivilen Varianten? Ein weiteres Mal mündet dies in den performativen Selbstwiderspruch einer Theorie, die beansprucht, ausschließlich Strukturen zu untersuchen (S.174), um jede 'anthropologische' Setzung vermeiden zu können.

'Der' Mensch. Verabschiedungen 'des Menschen' bilden inzwischen eine eigene literarische Gattung. Üblicherweise von Menschen verfaßt, schwanken sie zwischen kulturkritischer Klage und dem heroischem Appell, die Verabschiedung anzuerkennen, durchzustehen oder zu affirmieren (als ob die Maschinen, wenn sie schon siegen, auf solche Zustimmung noch Wert legen würden).

Besteht tatsächlich nur die Alternative, 'den Menschen' entweder 'zentral' zu positionieren (S.55, 175ff) oder ihn aus der Überlegung zu entfernen? Und was heißt genau: „Sie [die Medientheorie] kommt weiter, wenn sie auf diese überdeterminierten Entitäten verzichtet, das heißt, Mensch und Soziales – natürlich in einem heuristischen Sinne – 'sterben' läßt.“ (S.182) Was heißt: „Wertvoller als apokalyptische Diskurse ist demnach ein Theoriegestus, der die Bodenlosigkeit von Mensch und Gesellschaft affirmiert“? (S.184)

Ach wenn sie doch bodenlos wären! Ist es nicht eher so, daß 'Mensch und Gesellschaft' sich in ihren technisch-medialen Aprioris gerade 'Boden' verschaffen, oder zu verschaffen suchen? In der Technik als einer monumentalen Angstarchitektur, die uns an sich Hunger und Kälte vom Hals halten sollte, inzwischen aber die Landschaft unter sich begräbt und die Bewegungsräume zunehmend verstellt?

Eine Theorie, die Affirmation verlangt (zugegeben nicht gegenüber der Technik, sondern gegenüber dem technisch-medialen Apriori) scheint mir von dem Wunsch getrieben, zumindest gleichauf zu kommen mit Technik, Institution und Struktur, als hinfalliges *human being* ihrer unzerstörbaren Schönheit dennoch gerecht zu werden. Droht hier nicht der Fetischismus von der Hardware auf das technisch-mediale Apriori überzugehen?

Und wenn uns letzteres tatsächlich determiniert, von welcher Position aus sollten wir der Aufforderung folgen, zu reflektieren, „was wir zur Zeit in unserem Namen aus uns machen“? (S.185)

Schnittstellen. Wahrscheinlich ist es wenig fair, einen Begriff aufzugreifen, der im Referat deutlich zu kurz gekommen ist. Und im Buch dient die Rede von Schnittstellen gerade dazu, die prinzipielle Offenheit jeder Struktur zu belegen: 'Geschichte', 'Konstruktion', 'Referenz', 'Körperlichkeit' stehen für die Tatsache, daß das technisch mediale Apriori 'Außenseiten' hat (S.123) und umgeben ist von Bereichen, die seinen Regeln nicht oder nur eingeschränkt gehorchen.

Dies folgt der systemtheoretischen Logik, die den menschlichen Körper als 'Umwelt' modelliert und die sicher richtige Tatsache festhält, daß der Körper als Körper keineswegs der 'eigene' Körper ist. Aber unterstellt die 'Schnittstelle' nicht eine Zwei-Welten-Theorie, die implizite Trennung zwischen einem beherrschbaren Innen und einem unbeherrschbaren Außen (und sei es des Körpers), die viel-

leicht ein Fort adäquat beschreibt, und damit wieder eine Abwehr-Architektur, diesmal im Indianerland, wohl kaum aber z. B. an ökologische Überlegungen anzuschließen ist?

Ist nicht gerade der Witz der (menschengemachten) Technik und Institutionen, daß sie mit einer 'Umwelt' interagieren, die eben nicht menschengemacht, dennoch aber keineswegs unstrukturiert und ausschließlich 'irritierend' ist? Und möglicherweise mehr als 'Friktion'?

Wäre der Begriff der Produktion zugunsten von Tausch und Krieg aus der Trias nicht so früh und zielgerichtet ausgeschlossen worden, hätte eine solche Perspektive vielleicht eine größere Chance gehabt...

Geburten, Ursprünge, Teloi. Es hat mich immer wieder gewundert, wie selbstverständlich anti-teleologische Modelle gleichzeitig mit 'Geburten' argumentieren. Die 'Geburt' der Klinik mag Pate stehen (man verzeihe den Metaphernclash), und selbstverständlich meint man eigentlich den 'epistemologischen Bruch' und nicht eine Geburt. Aber hilft das weiter?

Die Rede von der Geburt scheint mir vor allem die Frage abzuwenden, was vorher war, ob es Vorläufer und Kontinuitäten über den Punkt der 'Geburt' hinaus gibt. Im konkreten Fall kann ich zwar einsehen, daß der *Begriff* der Gesellschaft im 19. Jahrhundert das Licht der Welt erblickt, und vielleicht die Gesellschaft als Vorstellung, als Konzept, als Selbstbild und Selbstbeschreibung eines vergrößerten, zunehmend anonymisierten Kollektiven; das Kollektive selbst aber besteht zweifellos vorher, als Praxis, als Prozeß von Vergesellschaftung, als 'Gemeinschaft', regional begrenzt oder wie auch immer. Und zudem konzipiert als Nation, Kultur, Menschheit, Zivilisation, *société, contrat* usf.

Wenn man solche Konzepte also abweist, wofür es Gründe geben mag, so erledigt dies nicht die Frage, wie der Rapport zwischen Individuen und Kollektiv, Technik und Kollektiv usf. zu den verschiedenen Zeiten gedacht worden ist. 'Die Geburt der Gesellschaft...' scheint mir insofern verkürzt und verkürzend und als Untertitel eine unglückliche Wahl.

Und mehr noch: Ginge es nicht darum, die schlichte Vorher-Nachher-Logik, die die Rede von der Geburt der Gesellschaft m. E. nur umdreht, indem sie die Geburt der Technik aus der Gesellschaft negiert, zu überwinden? Etwa zugunsten eines dialektischen Modells (*horribile dictu*), das Technik und Gesellschaft zum jeweils wechselseitigen 'Apriori' erklärt? Dies allerdings würde bedeuten, daß man eine Ebene des Gesellschaftlichen anerkennt, die im technisch-medialen Apriori und in den drei Diskurspraktiken nicht von vornherein aufgeht.

Formulierungen wie „...denn das Soziale ist Effekt des technisch-medialen Apriori“ (S.182) jedenfalls wären als einseitig und möglicherweise unterkomplex zu verabschieden.

Foucault. Ein völliges Rätsel ist mir, wie ein Autor, der sich selbst lebenslang eine süße Sorge war, dessen Schreiben zaudert, seine Richtung wechselt, schwankt,

und darin gerade seine größten Qualitäten hat, inzwischen zu einer Art Zuflucht, wenn nicht zu einem Bollwerk werden konnte.

‘Diskursanalyse’! Ein Fanfarenstoß, der alle Gegner in den Staub zwingt; Synonym der Gewißheit, daß materielle Praktiken und Texte ohnehin konvergieren, (weil der Diskursbegriff beide mühelos umfaßt), daß es zwischen beiden keine Spannung gibt, keine Spannung zu denken gilt (und sei es, weil ein Durchgriff auf die Realität ohnehin unmöglich ist, Grund genug für die Kulturati, sich gleich mit den Büchern zu bescheiden).

„Die Praktiken, Waren gegen Geld auszutauschen, Güter und Informationen herzustellen und zu transportieren oder sie zu zerstören und Menschen zu töten, sind Teile materieller Aussage-Ereignisse. Insofern stellen Tausch, Technik und Krieg keine Universalien dar, sondern Ensembles diskursiver Ereignisse.“ (S.176) Aussage-Ereignisse? Énoncés, nichts als das? Wäre einer solchen Perspektive nicht alles eins?

Müßte man nicht unterscheiden zwischen Symbolischem und Tatsächlichem, dem reversiblen Mord auf der Bühne und dem irreversiblen in der ‘Realität’? Und zweitens eben zwischen der Analyse (am Schreibtisch), die berechtigterweise auch materiale Ereignisse zum Objekt macht, äquivalent zu textuellen Äußerungen, einen Mord (oder die Gründung einer Bank, wie Brecht sagt) aber dadurch keineswegs zu einer ‘Äußerung’?

Kritische Kritiker haben immer recht, und Rezensenten immer rechter als Autoren, obwohl Autoren bei weitem mehr Hirn, Mühe und Sorgfalt in ihr Produkt investieren. Zudem habe ich den Verdacht, daß man sich in der Sache vielleicht schneller einigen könnte als auf der Ebene der Sprechweisen. Es kommt mir so vor, als ob die Achtziger eine ganze Ruinenlandschaft von Sprechweisen, Sprachregelungen und Verbindlichkeiten hinterlassen haben, die sich auch den Produkten noch aufprägen, die inhaltlich deutlich andere Projekte verfolgen. Wenn es also auch darum ginge, nach neuen Sprechweisen für die differenten Projekte zu suchen, so hätten Autoren und Rezensenten vielleicht das gleiche Problem...

(Dierk Spreen: Tausch, Technik, Krieg. Die Geburt der Gesellschaft im technisch-medialen Apriori. Berlin/Hamburg: Argument-Verlag 1998, 199 S., ISBN 3-88619-261-X, DM 34,80)